

Neue Zürcher Zeitung

INTERVIEW

Tessiner Chefarzt: «Eine Art Abschied vom Frieden»

Corona und die Folgen: Michael Llamas, Chefarzt am Spital Carità in Locarno, hat in der Pandemie Patienten erlebt, die aus Solidarität nicht auf die Intensivstation wollten und deshalb starben. Er erzählt, was er aus dieser Krise mitnimmt – und was sich langfristig verändern wird.

Aline Wanner, Flurin Clalüna, Locarno, Text; Christoph Ruckstuhl, Bilder

21 Kommentare →

27.12.2020, 07.41 Uhr



Mitten in der Krise: Chefarzt Michael Llamas (Mitte) beim Rapport.

Die Carità in Locarno ist ein kleines Spital, in dem die Mitarbeiter in diesem Jahr eine grosse Leistung vollbracht

haben: Sie verwandelten ihren Arbeitsplatz in die erste Covid-19-Klinik der Schweiz. Im Frühling räumten sie alle Zimmer leer, verlegten Patienten und nahmen jene auf, die sich mit dem neuen Virus infiziert hatten, das damals noch niemand richtig kannte. Der 49-jährige Chefarzt Michael Llamas leitet die Intensivstation des Spitals. Er sagt, in einer Krise müsse man es sich verdienen, Arzt zu sein.

Michael Llamas, was bleibt nach diesem Jahr der Pandemie?

Die Menschlichkeit, im weitesten Sinne des Wortes.

Und was hat sich verändert?

Wir haben eine Art Abschied vom Frieden erlebt. Der Zweite Weltkrieg ist nun 75 Jahre her, und mir scheint, wir hatten vergessen, dass die Menschheit immer wieder mit schrecklichen Situationen konfrontiert war. Es war schon viel schlimmer als in diesem Jahr. Wir haben es immer geschafft, mit Leid umzugehen und uns wieder an der Zukunft zu orientieren.

Haben wir vergessen, wie sich eine Krise anfühlt?

Viele Mediziner oder Wissenschaftler hatten das Gefühl, dass man für alles eine Lösung finde, dass man jede Krankheit heilen könne. Nun hat uns die Pandemie daran erinnert, dass wir Menschen den Gesetzen der Natur unterworfen sind und dass der Natur die menschliche Arroganz egal ist. Gleichzeitig ist der Mensch auch fähig,

sich neu zu erfinden und neue Wege zu gehen, wenn er dazu gezwungen wird.

War Ihnen immer klar, dass die Medizin Grenzen hat?

Krankheiten und der Tod gehören zu meinem Alltag. Ich weiss, die Medizin ist nicht unfehlbar. Ich kenne die Limiten. Es gibt grosse Diskussionen darüber, zu welchem Preis wir heute Leben verlängern sollen. Was heisst Lebensqualität? Soll jemand noch lange, dafür sehr krank, weiterleben? Oder lieber früher sterben? Ich beschäftige mich ständig mit diesen Fragen, aber in der Gesellschaft waren sie vielleicht weniger präsent.

Ist diese Krise die Zeit Ihres Lebens?

Es ist sicher der Moment, in dem man nicht versagen darf. Ich habe meinen Assistenzärzten zu Beginn der Krise gesagt: Es gibt im Leben eine Zeit, in der man sich verdienen muss, Arzt zu sein, in der man sich alle Privilegien verdienen muss. Die Krise war die Gelegenheit, sich zu beweisen. Ganz am Anfang wussten auch wir Ärzte und Pflegenden nicht, ob wir sterben würden. In Bergamo starben Mitarbeiter des Spitals. Zu Beginn fühlte es sich an, als müssten wir Pestkranke behandeln. Zum Glück ist im Team niemand ernsthaft krank geworden.

Hatten Sie selbst auch Angst zu sterben?

Schon als Medizinstudent denkt man daran, in Kontakt mit Krankheiten zu kommen, die einen töten können. Als ich mein Studium beendete, gab es HIV und Aids. Die Krankheit war damals nicht behandelbar. In jenem Moment musste ich mich entscheiden, ob ich das Risiko akzeptiere. Ich habe mich entschieden, Ja zu sagen. Und als die Pandemie kam, habe ich zwei Sekunden darüber nachgedacht, dass ich sterben könnte. Aber ich wusste: Ich habe mich schon vorher für das Risiko entschieden.

War das schwierig?

Viel heldenhafter finde ich die Menschen, die im Spital arbeiten, aber keine Pfleger oder Ärzte sind. Die Putzfrau oder den Elektriker, die nie daran gedacht haben, sich bei ihrer Arbeit mit einem Virus zu infizieren. Auf einmal wird ein Elektriker damit konfrontiert, eine Leitung in einem Zimmer zu legen, wo ein sehr ansteckender Patient liegt. Auch das hat uns zu der Erkenntnis gebracht: Gegenüber der Krankheit sind wir alle gleich. Wir sind alle gleich wichtig. Wenn der Techniker das Sauerstoff-System nicht aufrechterhält, sind alle tot. Wenn es keinen Strom gibt, funktionieren die Beatmungsgeräte nicht. Wenn die Köche nicht kochen, können die Patienten nicht essen. Wir Ärzte sind nicht die Götter.

Haben Sie etwas über sich persönlich gelernt?

Die Krise zeigt, wer man wirklich ist. Es zeigen sich alle Stärken und Schwächen, die man hat. Auch aus meinem Team hat mich niemand überrascht. Ich möchte in Zukunft

zwar keine Pandemie mehr erleben. Aber wenn ich akzeptiere, dass es sie gibt und ich sie nicht ändern kann, stelle ich trotz allen unangenehmen Erfahrungen fest: Sie hat mir geholfen, persönlich zu wachsen.

Sind Sie ein besserer Arzt geworden in dieser Zeit?

Ich habe immer gesagt: Wenn man will, dass sich die Pflegenden gut um die Patienten kümmern, muss man sich um die Pflegenden kümmern. Das habe ich als Prinzip deklamiert. Es zu leben, ist etwas ganz anderes. In der Krise gibt es keine Slogans mehr. Man muss es machen. Und wir haben es gut gemacht.



Michael Llamas: «Wir Ärzte sind nicht die Götter.»

Gab es Patienten, die Sie überrascht haben?

Normalerweise denken alle Patienten zuerst an sich. Das hat sich verändert. Wir hatten in der ersten Welle Situationen, in denen Leute gestorben sind, weil sie nicht alle Therapien für sich in Anspruch genommen haben. Sie wollten nicht auf die Intensivstation, weil sie glaubten, das sei solidarischer gegenüber der Gesellschaft. Es war ein bisschen wie auf der «Titanic»: Es gab Leute, die entschieden sich, auf dem Schiff zu bleiben, damit man andere retten kann. Aber im Unterschied zur «Titanic» gingen wir nicht unter. Wir hatten immer genug Plätze für alle. Es hätte niemand verzichten müssen. Es sind Leute gestorben, von denen wir nicht wollten, dass sie sterben. Sie haben sich dennoch dafür entschieden. Das ist ein sehr intimer Entscheid.

Haben Sie versucht, die Patienten davon abzubringen?

Ja.

Was haben Sie daraus gelernt, dass es nicht geklappt hat?

Es zeigt dir eben, dass du nicht Gott bist. Normalerweise wollen die Patienten eine Behandlung, auch wenn wir wissen, dass es sie nicht gibt. Aber diesmal war es umgekehrt. Es gab eine Behandlung, aber die Patienten wollten sie nicht mehr.

Was hat sich im Spital verändert?

Während der Krise haben sich die Hierarchien aufgelöst. Ich denke, wir werden nicht in ein System zurückkehren, wie es vorher war. Wer Chefarzt ist, Pfleger, Assistent, das war plötzlich alles nicht mehr so wichtig.

Und das wird so bleiben?

Die Jungen hier sind ohnehin allergisch auf Hierarchien, sie werden flacher. Covid-19 hat diese Entwicklung noch beschleunigt. Ich zum Beispiel sieze jeden, der auch nur ein bisschen höher ist als ich. Die Millennials duzen den Chefarzt. Die Distanz zwischen den Stufen hat schon vor Corona fast nicht mehr existiert. Jetzt sind die alten Hierarchien ganz explodiert. Die Gehorsamkeit ist verschwunden.

Wie zeigt sich das?

Es gibt Assistenzärztinnen oder Pfleger, die zu mir auf dem Gang sagen: «Hör zu, das geht so nicht.» Mir macht das keine Mühe, im Gegenteil: Ich finde es viel besser so. Es gibt Spitäler, in denen Chefärzte mit Angst regieren. Die Mitarbeiter handeln dann mit vorauseilendem Gehorsam, weil sie sich vor Konsequenzen fürchten. Ich halte so ein System für falsch. Es funktioniert nur, solange der Chef vor Ort ist. Deshalb sind die alten Chefärzte auch die ganze Zeit, Tag und Nacht, im Spital, weil sie den Leuten ständig Angst machen müssen.

Sind die Leute in Ihrem Spital müde?

Wir sind die Kinder unserer Gesellschaft. Die Gesellschaft ist müde, und wir sind es auch. Ich habe auch keine Lust, diese zweite Welle zu erleben oder sogar noch eine dritte. Aber wir sind keine müden Helden, die die Welt gerettet haben. Wir haben wie alle Leute einfach genug von dieser Pandemie. Das hindert uns nicht daran, unsere Arbeit zu machen. Das Gesundheitssystem wird nicht kollabieren, weil wir müde sind. Ich kenne meine Leute. Wir machen, was wir machen müssen.

Sie könnten noch ein weiteres Jahr wie dieses bewältigen?

Wir tun, was nötig ist. Dazu sind wir fähig. Im Zweiten Weltkrieg wusste man nach dem ersten Jahr auch nicht, wie lange er noch dauern würde.

Haben Sie nicht den Eindruck, diese Krise sei bald ausgestanden?

Woher sollen wir wissen, was im Winter noch mit diesem Virus geschieht, wenn wir noch nie einen solchen Winter erlebt haben? Wie lange dauert diese Krise also noch? Ich weiss es nicht. Noch zwei Jahre? Warum nicht? Wir haben keinen Grund zur Annahme, dass im Sommer alles vorbei ist.

Auch mit der Impfung nicht?

Dazu müsste ich mir zuerst den Impfstoff genau anschauen. Ich weiss nicht, wie effektiv er ist. Es gibt so

viele Dinge, die wir noch nicht wissen. Ich weiss nur, dass wir uns der Situation anpassen müssen. Um etwas zu verändern, braucht es manchmal eine Krise. Das gilt auch in Bezug auf das Gesundheitssystem im Tessin. Plötzlich fragen wir uns: Was ist wichtig? Wie können wir eine Pandemie bewältigen, ohne dass wir alle Operationssäle schliessen müssen? Wie sieht das Spital der Zukunft aus?

Wie sieht es aus?

Man wird nirgendwo auf der Welt ein Spital planen können, ohne sich die Frage zu stellen: Wie organisieren wir es, um eine Pandemie zu bewältigen? Wird die nächste Krise gleich sein wie diese? Wahrscheinlich nicht. Wie denken wir ein Spital, das sich einer Krise anpassen kann, die wir heute noch nicht kennen? Das ist die Herausforderung.

Haben Sie einen Tipp, wie man die Krise am besten bewältigt?

Die erste Welle haben wir innerhalb von zwei Monaten überstanden. Jetzt glauben wir, dass die zweite länger dauern wird. Wir müssen deshalb unsere Einstellung ändern. Im Frühling haben wir im Spital während acht Wochen jeden Tag gearbeitet. Das ging. Aber sechs Monate am Stück kann niemand jeden Tag arbeiten. Wir müssen unsere Kräfte besser einteilen und zu einer neuen Normalität finden.

21 Kommentare

Wolfgang Krug vor 2 Tagen

Ein wunderbarer Arzt und Mensch! Einer auch, der mehr Fragen als Antworten hat, was ihn von den Besserwissern unterscheidet. Meine Begeisterung bekam gleich einen Dämpfer, als ich den Beitrag eines R.G. las: vermutlich keine Solidarität, mit lückenhafter Begründung, denn Leiden und eventuelle Einsamkeit sind ja vorausgesetzt bei den betreffenden Menschen. Dass ein älterer Mensch, der ein erfülltes Leben geführt und keine Erwartung an noch fehlende wichtige Erlebnisse hat, dass ein solcher Mensch jemand anderem seinen Platz an Genesung versprechender Stelle überlassen will, kann sich R.G. nicht vorstellen. Nun, es ist so. Ich weiss es.

[53 Empfehlungen](#)

Bettina Koller vor 2 Tagen

Ein inspirierendes Interview von einer empathischen, transparenten Persönlichkeit die reflektiert handelt und denkt. Mehr solcher Menschen täten der Spitallandschaft gut. Die Zeiten der selbstverliebten Egozentriker sind eigentlich vorbei, nur hat das noch nicht jede/jeder zur Kenntnis genommen.

[45 Empfehlungen](#)

Alle Kommentare anzeigen

Mehr zum Thema



Wie Corona das Tessin an den Rand einer Katastrophe brachte und die Willensnation auf die Probe stellte

Vor allen anderen Landesteilen der Schweiz bekam das Tessin die Auswirkungen von Covid-19 zu spüren. Besuch in einem erschöpften Kanton.

Flurin Clalüna, Michael Schilliger, Aline Wanner, Text; Christoph Ruckstuhl, Bilder
16.05.2020



Mehr Infizierte, weniger Tote: Die Corona-Situation im Tessin ist widersprüchlich

Das Tessin weist seit kurzem wieder die meisten Neuinfektionen auf. Jedoch bleibt die Zahl der Intensivpatienten und der Todesfälle deutlich tiefer als im Frühling.

Peter Jankovsky, Bellinzona 04.12.2020



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.